

Zeitschrift: Der klare Blick
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 6 (1965)
Heft: 11

Artikel: Moskauer Sommer 1964 : Mihajlo Mihajlov aus "Delo", Belgrad. 5
Autor: Mihajlov, Mihajlo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1076960>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

5

Mihajlo Mihajlov

Aus «Delo», Belgrad



Das Lied endet mit Versen, die verraten, dass der Sänger in Wirklichkeit Sergej, der Sohn von Anna Kerenina ist, der die Zuhörer bittet, ihm «wenigstens ein Stückchen Brot» zu geben, damit er nicht enden muss wie die Mama.

Voll ursprünglichen Volkshumors ist das Lied «Sawodskaja, Profkomowskaja» (Fabrik- und Gewerkschaftslied):

In der Fabrik gab es Serjoscha,
den proletarischen Marxisten
voll Tugend und voll Klassegeist.
War Mitglied des Profkom, (18)
war Mitglied des Mestkom, (19)
ein Aktivist von hundertzwei Prozent.

Das Lied erzählt dann, dass seine Manjka an «Ideen-Abweichungen» litt; sie trug einen kurzen Rock und färbte sich die Lippen rot; Serjoscha sagte ihr, sie solle das lassen, denn es kompromittiere ihn und sie sei «kein schädliches Ekel, gegen das man kämpfen muss». Daraufhin schickt Manjka ihn zum Teufel, aber Serjoscha ergibt sich nicht, sondern kämpft heldenhaft mit ihr.

Einige Lieder zeigen, dass die Volksdichtung auch in der letzten Zeit nicht versiegt ist. Das folgende satirische «Auferstehungs»-Lied ist wahrscheinlich nach 1956 entstanden:

Erleuchtet schaue ich zum Himmel.
Ich ahne schon, worum es geht.
Ich liebe diesen «Tag der Kumpel»,
den Feiertag von Schild und Kraft.

Die Eier werden heut zerschlagen,
die Glocken klingen dir ins Ohr.
Die Proletarier aller Länder
vereinen sich am Ostertisch.

Sie färben blau und grün die Eier.
Ich aber färbe meine rot
und trage sie wie eine Fahne,
Symbol des grossen Sowjetsiegs.

Zum Läuten heben sich die Messer,
der Osterkuchen duftet drein.
Es wird in diesem Wald von Flaschen
sogar ein Spitzelantlitz schön.

Komm her, Passant, und lass dich küssen.
Verzeihe meine Freude mir.
Wir fangen Menschen an zu ähneln.
Christ ist erstanden, Freund, bei Gott.

Erschütternd ist das Soldatenlied der Nachkriegszeit, in dem die Tragödie des Invaliden besungen wird, dessen Frau mit dem ordenbehängten Etappenschreiber schläft:

Ich war ein Bataillonsaufklärer,
und er ein Schreiber für den Stab.
Ich wachte an der Front für Russland,
er aber schlief mit meiner Frau.

Ach meine Frau, du arme Klanka,
ist es dir wirklich einerlei?
Was hast du eingetauscht, du Törin,
den Adler gegen ein Geschmeiss.

Den Adler gegen einen Schönling,
nicht würdig meiner Nachbarschaft.
Drei Jahre über Leichen ging ich
den Weg von Moskau nach Berlin.

Ich ging den Weg, und schliesslich lag ich
halbtot in einem Lazarett.
Dem Arzte zitterte das Messer,
die Krankenschwester hat geweint.

Es weinte hilflos mein Gefährte,
der Oberst und dreifache Held,
er wischte seine schweren Tränen
mit seinem nassen Aermel ab.

Verfluchter Eisensplitter, der mir
die Blase aufgerissen hat.
Daheim mit der Prothese stiess ich
auf diesen Schreiber unterm Bett.

Ich riss die Orden ihm herunter,
ich schlug ihm auf die Hühnerbrust.
Oh seht euch, Menschen, Russen, seht euch,
oh seht euch meine Heimat an.

Oh meine jämmerliche Klanka —
wahnsinnig hab ich sie geliebt.
Sie schlug ich nicht mit der Prothese,
sie schlug ich mit der Krücke tot.

Ueberrascht war ich von dem Lied auf Patrice Lumumba, das offensichtlich jüngeren Datums ist:

So weit von uns starb dort Lumumba.
Was macht der Kongo ohne ihn?
Nicht einmal seine Frau Paulina
will einen andern Mann dafür.

Wir machen die Protestversammlung
im Unternehmen «Lihatschow».
Verflucht seist du, du Henker Tschombe,
und du, Mobutu, schwarzer Hund!

Bettler-, Soldaten- und Kerkerlieder (reich ist Russland an Tränen und Schönheit): Wie viele gibt es, die der Öffentlichkeit noch immer unbekannt sind! Denn erst in den letzten paar Jahren wagen die Menschen, vor allem die Studenten, die immer die ersten sind, sie öffentlich zu singen. Werden sie von niemandem notiert oder werden sie erst dann notiert werden, wenn alles das, wovon diese Lieder erzählen, ferne und uninteressante Geschichte geworden ist? Ich hatte das seltene Glück — ein Spiel des Zufalls —, wohl als erster Mensch etwa zwanzig dieser Lieder auf Magnetophonband aufzunehmen (dank der lebenswürdigen Bereitschaft der Studenten) und sie nach Jugoslawien zu bringen. Das ist zweifellos das bedeutendste folkloristische Schaffen unserer Zeit, und es ist verständlich, dass es gerade in Russland entstanden ist. Die Jahrzehnte der Konzentrationslager, in denen nach Schätzungen auf der Grundlage von statistischen Vergleichen (Volkszählungen, Stimmabgaben bei Wahlen, Zahl der unmündigen Kinder, usw.) bis 1956/57 ständig zwischen acht und zwölf Millionen Gefangene festgehalten waren, stellten zweifellos einen günstigen Boden für das Volksliedschaffen dar. Es war die einzig mögliche Schaffensform unter den Bedingungen des Lagers. Diese Lieder werden, von dem Augenblick an, in dem sie das offizielle Existenzrecht erhalten, sicher noch das ganze Jahrhundert hindurch gesungen werden, so wie heute noch immer die russischen Gefangenenlieder aus dem vergangenen Jahrhundert gesungen werden, die trotz ihrer Schönheit nicht an dieses neue Volksmelos heranreichen. Was tun die zahlreichen sowjetischen Folklore-Institute?

Danke! Dir, mein guter Sibirier und Euch anderen fernen Moskauer Freunden! Die Lieder des russischen Volkes werden gehört werden, ohne Rücksicht darauf, ob in der UdSSR über sie geschrieben wird, oder sie verschwiegen werden.

Bela Achmadulina

Eines Sonntags, nicht lange vor meiner Abreise aus Moskau, fuhr ich in der Gesellschaft meines offiziellen Begleiters, des sympathischen Sibiriers Oleg Merkulow, «auf die Datscha» der heute populärsten jungen russischen Dichterin: Bela Achmadulina. Ihre «Datscha» liegt in der Siedlung Watutino, 36 Kilometer von Moskau entfernt, in einem herrlichen dichten Wald. Sie lebt hier mit ihrem Mann, dem Prosaisten Jurij Nagibin, das ganze Jahr hindurch und kommt nur zu geschäftlichen Erledigungen nach Moskau. Das tun viele vermögende Moskauer. Wirklich, nach dem staubigen, lärmenden, tosenden Moskau ist Watutino ein richtiges grünes Paradies. Stille und Wald. Obwohl die Dichterin uns telephonisch lang und breit erklärt hatte, wie wir sie finden könnten, irrten wir doch lange durch die «Waldstrassen» (die «Datscha» ist zwischen den Bäumen kaum zu sehen), bis wir endlich die richtige gefunden hatten.

Wir wurden in der komfortablen, geschmackvoll ausgestatteten Villa, angefüllt mit Bildern und Skulpturen junger moderner russischer Künstler, deren Werke öffentlich noch nicht zu sehen sind, von einer anmutigen und gepflegten jungen Dame mit tatarischen Gesichtszügen, in Hosen und Sporthemd, die Zigarette im Mund, empfangen. Ein völlig unsowjetischer Eindruck, weshalb ihr Bild sehr häufig auf den Titelseiten der europäischen und amerikanischen Zeitschriften zu sehen ist.

Man erzählt, die Hälfte der Moskauer Studenten sei in die Achmadulina verliebt.

Die Hausfrau bot uns amerikanische Zigaretten an (das gilt in Moskau als besonders «chic») und erzählte uns in einem einstündigen, losen Gespräch so viel über sich, dass ich eine vollkommene Biographie über die Dichterin schreiben könnte. Das will ich jedoch nicht. Das wird schon jemand anders tun, ich will nur ein paar Kleinigkeiten festhalten, die mir im Ohr geblieben sind. Wie die übrigen jungen Dichter, so hält auch Frau Achmadulina Pasternak, Mandescham und die Swetajewa für ihre Lehrer. Obwohl ihr guter Freund, Andrej Wossnessenski, sie wiederholt eingeladen hatte, Pasternak zu besuchen, von dem sie begeistert war, lehnte die Dichterin immer ab. Sie erklärte das damit, dass sie nicht enttäuscht sein wollte. Auch einem Treffen mit der Achmatowa ging sie aus dem Wege; einmal kam sie aber zufällig mit ihr zusammen und führte sie sogar mit ihrem Auto auf einen Ausflug. Der Wagen hatte mitten auf der Strasse eine Panne, und die Achmatowa musste mit dem Taxi nach Hause fahren. Ueberhaupt — diese Autos! Kürzlich hat man Bela (Achmadulina) wegen eines Verkehrsdelikts die Fahrgenehmigung für ein Jahr entzogen. Der Mann schimpfte. Später entzog man auch ihm die Erlaubnis. Jetzt fahren sie mit dem Autobus nach Moskau.

Während wir auf der Terrasse der Villa sassen und erzählten, kamen zwei Nachbarn — ein älterer und ein jüngerer. Bei der Vorstellung achtete ich nicht auf die Namen. Der ältere, ein glatzköpfiger Greis, erzählte ausserordentlich interessant vom Werdegang des Wortes «balagan» (russisch: Dorfmarkt) in der Geschichte und verschiedenen Sprachen. Das Wort stammt aus dem Arabischen und ist in abgewandelter Form sowohl im Russischen als auch im Spanischen und in vielen anderen europäischen Sprachen zu finden, so dass es heute schwer ist, die gemeinsame Wurzel zu entdecken. «Ein Wort hat sich selbst wiedergetroffen und hat sich nicht erkannt», sagte er. Ich nahm an, dass der Erzähler Linguist sei und fragte ihn sogar, ob dies stimme. Der Alte sah mich erstaunt an und antwortete lächelnd: «Natürlich!» Erst nach dem Weggang der beiden Besucher erfuhr

ich, dass dieser «Linguist» in Wirklichkeit der berühmte Dichter Pawle Antokoljski gewesen war.

Später rezitierte Bela (Achmadulina) Abschnitte aus ihrem neuesten und meistgeliebten Werk «Poem über den Regen». Offensichtlich bewegt sich die russische Poesie in Richtung auf den Modernismus eines Chlebnikow, Bjeli, eines frühen Majakowskj und eines Pasternak. In dem Poem kommt der Regen in das Haus und spielt mit den Kindern und figuriert überhaupt als lebendes Wesen. Hier ist keine Spur mehr vom «Sozialismus». Frau Achmadulina ist zweifellos ausserordentlich begabt und eine starke dichterische Persönlichkeit. Vor ein paar Jahren habe ich einen Sammelband von ihr gelesen und war tief enttäuscht. Heute muss ich meine Meinung ändern. Das «Poem über den Regen» und das «Poem über Pasternak» (veröffentlicht in der Zeitschrift «Literaturnaja Gruzija») zeigen ein grosses und ursprüngliches Talent, das in der von mir gelesenen Sammlung durch offizielle Themen gefesselt war.

Wie Bulat Okudschawa, so schreibt auch Bela Achmadulina immer häufiger Prosa. Sie möchte gern wie Proust schreiben, den sie liebt und in russischer Uebersetzung liest (erste und einzige Ausgabe 1929, 'Auf der Suche nach der verlorenen Zeit' in vier Bänden, mit einem Vorwort von Lunatscharski; eine Rarität besonderer Art, an die nicht heranzukommen ist). Im Stile von Proust schreibt sie jetzt eine grössere Novelle 'Puschkins Heimat', gibt aber zu, dass eine solche Art Prosa noch immer nicht gern akzeptiert wird. Die Erzählung 'Grossmütterchen' konnte nicht gedruckt werden. Man sagte: «dekadent». Von Joyce hat sie gehört, von Virginia Woolf nicht. Bevor wir fortgingen, erfuhren wir, dass in Watutino noch viele andere Schriftsteller leben: Tendrakow, Bondarew, Twardowski. Wir beschlossen, die Gelegenheit zu nutzen und sie zu besuchen. Am nächsten wohnte Bondarew.

Juri Bondarew

Bela Achmadulina führte uns zur «Datscha» Bondarews.

Bondarew ist einer der bekanntesten jungen russischen Prosaschreiber. Er ist 1924 geboren. Von der Schulbank weg ging er in den Krieg und nach der Rückkehr in das normale Leben konnte und wollte er nicht — wie die Mehrzahl seiner Helden — Kompromisse mit seinem Gewissen schliessen. Und so musste er, ob er wollte oder nicht, der bestehenden Wirklichkeit gegenüber in eine kritische Position geraten. Obwohl er schon seit 1953 Bücher veröffentlicht (Sammlung von Erzählungen 'Am grossen Fluss', 1953, die Romane 'Die Jugend kommandiert', 1958, 'Das Bataillon sucht das Artilleriefeuer', 1958, 'Die letzte Salve', 1959) hat er erst mit seinem Roman 'Stille' (1962), in dem er die schreckliche Lage der Studenten in der Zeit des «Kults», die Verhaftungen unschuldiger Menschen unter der Anklage des «Trotzkismus», die Verfolgungen des «Kosmopolitismus» in der Kunst usw. beschreibt, breitere Popularität gefunden. Konstantin Pausstowski bezeichnete den Roman als «ein Werk von grossem bürgerlichen Mut». In diesem Roman ist erstmals der Typ des Parteibürokraten und Ellbogenmenschen, des fanatischen und beschränkten «Opferpriesters des Personenkults» beschrieben: Typen, die noch jahrelang auf den Seiten der russischen Literatur zu finden sein werden. Der Romantitel ist symbolisch. Tagtäglich ereignen sich die Schrecken des «Kults», aber alle Menschen schweigen, als geschehe nichts. Der Roman ist in zahlreiche Sprachen übersetzt und 1963 auch bei uns (in Jugoslawien) herausgegeben worden (bei Svyetlost, Sarajewo). Unlängst ist in der UdSSR auch ein sehr gelungener Film nach diesem Roman gedreht worden.

In diesem Jahre ist in Nowi Mir die Fortsetzung des Romans 'Stille' veröffentlicht worden: der Roman 'Die Zwei'.

In ‚Stille‘ muss der Held des Romans, Sergei Wochminzew, die Bergbauakademie und Moskau verlassen, weil er seiner Parteizelle nicht rechtzeitig gemeldet hatte, dass sein Vater als «Volksfeind» verhaftet worden sei. In Wirklichkeit aber wegen einer verlogenen Denunziation. Im zweiten Teil des Romans treten als Haupthelden auf: die Schwester Sergei Wochminzews, Asja, und sein Freund Kostja, die wir schon aus dem ersten Teil kennen, und die jetzt verheiratet sind. Ungewöhnlich erschütternd ist die Szene, in der der halbetrunkene Lagerwächter, der für ein paar Tage aus Sibirien nach Moskau gekommen ist und eine Nachricht von dem alten Wochminzew gebracht hat, Asja und Kostja erzählt, wie die Gefangenen transportiert werden:

«Die Kinder leiden natürlich wegen der Eltern», erklärte Michail Nikiforowitsch, die Kehle mit einem Hüsteln reinigend. ‚Und die Frauen, das heisst ihre Gattinnen, sind sie vielleicht schuldig? Sagen wir, der Vater hat etwas gegen die Regierung eingefädelt, und sie baden sich in Tränen ... Die Frauen, sage ich, leiden‘, wiederholte Michail Nikiforowitsch ... Wir führten die Kolonne, einige Hundert ... Unweit des Güterbahnhofes stürmten die Frauen von allen Seiten aus Höfen, Gassen, hinter Ecken hervor, alle stürzten auf die Kolonne zu. Sie schreien, weinen, jede ruft einen Namen. Sie sind also aus verschiedenen Städten hier zu diesem Gefängnis gereist und haben sich irgendwo versteckt. Nun ja, Geschrei, Geplärr, Gejammer; die Frauen drängten sich in die Kolonne, suchten die Ihren ... Die Wache drängt sie zurück, sie fürchtete, jemand könnte flüchten. Sie lassen die Gewehrschlösser schnappen. Und mit den Flintenkolben drauf los. Sie kommandieren die Kolonne: Im Laufschrift, marsch! Die Kolonne rannte los, die Frauen wurden mit den Gewehrkolben zurückgeschlagen ... Und dann höre ich: ein Gefangener weint laut los, ein zweiter, die ganze Kolonne weint. So weit haben die Frauen sie gebracht — die Männer haben also nicht durchgehalten. Sie rufen: Warum schlägt ihr die Frauen? Lasst uns von den Frauen Abschied nehmen! Ist das vielleicht erlaubt? Das ist nicht nach den Vorschriften. Wenn jemand flieht? Die Wächter begannen zu schimpfen: Laufschrift! Laufschrift! Wie soll man da nicht wütend werden?

„Hören Sie auf ...“ liess sich die gebrochen und fremd klingende Stimme Asjas vernehmen. „Hören Sie auf“, wiederholte sie angewidert.“ (20)

In der bequemen und geräumigen «Datscha» tranken wir, zusammen mit dem gastfreundlichen Hausherrn Bondarew, einem «typischen Russen», einem offenen und gesellschaftlichen Menschen, aus dem, wenn nicht ein grosser Verstand, so sicher grosse Anständigkeit und Ehrlichkeit leuchtete, ohne es zu merken, eine Flasche Cognac und diskutierten eifrig über die Filme Antonionis und die Auseinandersetzungen darüber, ob die Wurzeln des Faschismus in der sozial-ökonomischen Sphäre oder tiefer — im Psychologischen liegen. Bondarew behauptete, Antonioni, obwohl ausserordentlich begabt, sei noch immer verfrüht und unnötig, denn die Mehrheit der Menschen werde von anderen Problemen geplagt: das tägliche Brot und das Dach über dem Kopf. Ich vertrat die Meinung, dass «die Mehrheit der Menschen» niemals von den wichtigsten Problemen geplagt wird (hat vielleicht die Frage, ob sich die Erde um die Sonne oder die Sonne um die Erde dreht, die «Mehrheit der Menschen» geplagt?), und dass Antonioni gerade heute sogar sehr notwendig sei; denn er zeige, dass «das tägliche Brot und das Dach über dem Kopf» an und für sich nichts bedeuten, dass sogar dieser Kampf um das «Brot» oftmals dazu beiträgt, dass der Mensch nicht jene andere Tragödie sieht — die Tragödie seiner Vereinsamung, die viel schwerer zu lösen ist als die Frage des «Brot und des Daches.» Antonioni zerschlägt somit einen Mythos: dass «Brot und Dach» wohl ein Ziel, aber nicht der ausschliessliche Lebenszweck sein können. Ich berief mich auf den berühmten russischen Kritiker K. Motschuljksky, der in seinem Buch über Dostojewski genial festgestellt hatte, dass der Roman ‚Arme Leute‘ nicht nur ein

sozialer Roman sei: «Wenn das bittere Schicksal des Helden nur von der Armut bestimmt gewesen wäre, dann wäre es nicht ausweglos gewesen. Stellen wir uns vor, dass er (Makar Djewuschkin — M. M.) ein grosses Erbe erhalten hätte, sein Leben geordnet und Warenjka materiell sichergestellt hätte: Hätten damit seine Leiden aufgehört? Im Gegenteil, von den Geldsorgen befreit, wären sie dann noch sichtbarer geworden. Djewuschkin ist nicht nur unglücklich, weil er arm ist: seine Liebe zu Warenjka ist unerwidert.» (21)

Ich erklärte, dass die Auffassung, das «Brot» würde alle Probleme lösen, eine ausweglose Sackgasse bedeutet; ich führte die Tatsache an, dass in Schweden, einem Lande mit den geordnetsten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, die Zahl der Selbstmorde am höchsten ist; denn die Menschen sind hier am allereinsamsten, weil sie am allerwenigsten zum Kampf gezwungen werden. Im Gegensatz dazu: In Zeiten grosser Katastrophen — Uberschwemmungen, Erdbeben, Kriegszeiten — gibt es überhaupt keine Selbstmorde. Das ist der Grund, warum Dostojewski (im ‚Tagebuch eines Schriftstellers‘) die Kriege rechtfertigte. Wir kamen jedoch zu keiner Uebereinstimmung. In der UdSSR hat zu lange der Mythos vom «sozialen Paradies» geherrscht, und jeder, der versucht, an diesem «Paradies» zu zweifeln, scheint zumindest anomal zu sein. Diese Auffassung eignet auch solchen realistischen Kritikern wie Bondarew. So musste den Leuten seinerzeit Galilei mit seiner Behauptung erscheinen, dass die Sonne sich nicht bewege und die Erde sich im leeren Raum drehe.

Die gleiche Auseinandersetzung betraf die Wurzeln des Faschismus. Die Naivität überrascht, mit der sogar die klügsten Sowjetmenschen (die junge Generation ausgenommen) die Ursachen des Nazismus einzig und allein auf wirtschaftlicher Ebene sehen. Als ob es einen Menschen gäbe, der sein nacktes Leben im Kriege riskiert hat, nur um nach dem Siege Deutschlands wirtschaftlich besser gestellt zu sein! Und gerade das behauptete Bondarew. Ich fragte ihn darauf hin, ob auch er aus «ökonomischen Gründen» gekämpft habe? Natürlich nicht, aber die Deutschen ... Wir konnten einander durchaus nicht verstehen.

Nach dreieinhalb Stunden Diskussion, nachdem wir das Thema und die Flasche ausgeschöpft hatten, gingen wir trotzdem als Freunde auseinander. Genau wie Ehrenburg und viele andere sowjetische Schriftsteller beklagte sich auch Bondarew, dass die jugoslawischen Verleger ihm nicht die Ausgabe der ‚Stille‘ gesandt hätten.

Wladimir Tendrakow

Bondarew begleitete uns zur «Datscha» Tendrakows. Wir gingen um die Villa herum, klopfen an die Tür, traten sogar ein. Kein Mensch war zu finden. Wir waren schon dabei, fortzugehen, als ein kräftiger, blonder, vierzigjähriger Mann mit schütterem Haar, in Trainingshosen und Boxerhemd aus dem Gesträuch auftauchte. «Der Chauffeur», dachte ich.

«Wen suchen Sie?» So und so, erklärte ich. «Ich bin aus Jugoslawien, Uebersetzer des Schriftstellers Tendrakow, ich habe ‚Drei, Sieben, As‘ übersetzt. Ich möchte jetzt gern ...» Der «Chauffeur» unterbrach mich. «Ich bin dieser Tendrakow, bitte, treten Sie ein ...»

Es stellte sich heraus, dass der Schriftsteller ein ausserordentlich unmittelbarer Mensch ist, der nach zwei drei Worten begann, den Inhalt seiner gerade in Arbeit befindlichen Novelle feurig auseinanderzusetzen.

Im Unterschied zu den übrigen jungen Prosaisten, der sogenannten «Sechziger»-Generation, die in den sechziger Jahren in Erscheinung traten, im Unterschied zu Aksjonow, Nekrasow, Kasakow, Nikitin, Tarasenkow, Trifonow, Dik, die oftmals den Man-

gel an Ausdrucksfähigkeit durch interessante und aktuelle Themen ersetzen, ist Tendrjakow ein Prosaist par excellence. Er schreibt in einer kraftvollen, saftigen gedrängten Sprache, ohne jedes überflüssige Wort, ohne jeden äusseren Effekt, sogar ohne faszinierendes Thema. Seine Aussagen merkt man sich, was bei einem Prosaschreiber wirklich selten ist.

Tendrjakow schreibt nicht viel, man spürt, dass er nichts über-eilt. Ruhm und Anerkennung gewann er mit seiner Novelle ‚Drei, Sieben, As‘ (1960), in der er den Konflikt zwischen den Menschen in einem zurückgebliebenen Gebiet des heutigen Russlands beschreibt, einen Konflikt, der tragisch mit einem Mord endet, wobei der Verfasser nachweist, dass die soziale Ordnung in keinem Falle die menschlichen Probleme löst. Wie alle begabten Schriftsteller, so ruft auch Tendrjakow mit fast jedem seiner Werke eine Polemik hervor. Schon eine seiner ersten Novellen ‚Der feste Knoten‘, in der die Hauptperson Pawel Mansurow heisst — der Typ eines «überflüssigen Menschen», der in der sowjetischen Literatur nicht toleriert wird — (die Hauptperson muss auf jeden Fall ein Aktivist sein), rief die Verurteilung des offiziellen Kritikers V. Oserow hervor:

«Wessen Schicksal haben wir über die zweihundertfünfzig Seiten der Novelle verfolgt? Das Schicksal eines fähigen Arbeiters, der von den leninschen Lebensnormen abgewichen und in eine Sackgasse geraten ist; oder das Schicksal eines Kleinbürgers, das niemanden interessiert? Die Novelle gibt hierauf keine Antwort.» (22)

Grossen Staub wirbelten auch die Novelle ‚Die Wundertätige‘ und das erste Drama ‚Die weisse Fahne‘ auf. Das Drama wurde vom Sekretär des ZK der KPdSU für ideologische Fragen, Iljitschew, angegriffen. Der Krach legte sich jedoch, als das Werk im Ausland Aufnahme gefunden hatte. Jetzt steht es in Bratislava auf dem Repertoire. Die Novelle ‚Die Wundertätige‘ ist sogar in die Lesebücher der Schulen aufgenommen worden.

Ein ähnliches Thema ist in der neuesten, nach Meinung des Schriftstellers wertvollsten Novelle ‚Der Findling‘ enthalten, in der er die seelische Wandlung und das menschliche Erwachen eines verstockten «Chefs» beschreibt; eines Waldaufsehers, den eine Waldarbeiter-Brigade absichtlich im Walde am Ufer eines einsamen Sees «vergi»sst, und der hier zufällig ein ausgesetztes Kind findet, mit dem er sich, unter Einsatz seines Lebens, durch den Wald zur nächsten Siedlung durchschlägt. Der Redaktor des *Nowi Mir*, Twardowski, trug die Novelle in das ZK, die Druckgenehmigung erhielt er jedoch nicht. Aber Tendrjakow ist Optimist. «Früher oder später wird sie gedruckt werden,» meint er. Nach seiner Auffassung bessert sich die Situation in der UdSSR rapid, obwohl grosse Furcht und Zweifel vor dem Neuen noch immer gegenwärtig sind. Lachend erzählte er uns, wie er vor einiger Zeit in einem Provinzhotel fast verhaftet worden wäre, weil der Mann, mit dem er zusammen im Zimmer schlief, glaubte er, Tendrjakow, habe Giftampullen bei sich. (Es waren mit Kristallen gefüllte Filter für die Zigarettenspitze). Der Mann alarmierte die Ortsabteilung des KGB (23). Doch man musste diesem Mann verzeihen; denn die sowjetischen Zeitungen und Broschüren schreiben oft über amerikanische Spione, die versuchen, sowjetische Führer zu vergiften. Solche Spione tragen gewöhnlich Giftampullen mit sich herum.

Andererseits gibt es in der UdSSR sehr positive Dinge, erklärte der Schriftsteller. Zum Beispiel: die Buchlektüre. Schon Lenin bemerkte, noch vor der Revolution, dass der gewöhnliche Russe mehr liest und weiss als die Leute in den übrigen europäischen Nationen. Tendrjakow zitierte den bekannten Fall, da Lenin auf seiner Reise durch Deutschland feststellte, dass die Mitreisenden in seinem Abteil — Deutsche — nichts von Dürer wussten. «In Russland wäre so etwas nicht möglich», schrieb Lenin.

Darauf hin erzählte ich Tendrjakow, dass ich bei meinen Unter-

haltungen mit Studenten der Moskauer Theater-Akademie festgestellt habe, dass diese nichts von Wladimir Solowjew gehört hatten! Der Schriftsteller zuckte nur bedauernd die Achseln. Dann gingen wir auf das Erziehungsthema über, und wieder überraschte mich zutiefst, wie sehr selbst die klügsten Leute in der UdSSR gewisse Grundlagen des Stalinismus in sich aufgesogen haben.

Tendrjakow verteidigte feurig diese famose Erziehung des «neuen Menschen», deren Grundlage der Geist des Kollektivismus und die Unterordnung unter die Interessen der Gesellschaft ist. «Wenn jemand nicht der Gesellschaft nützen will, dann werden wir ihn mit Gewalt dazu bringen», erklärte der Schriftsteller leidenschaftlich. Ich bemerkte, dass von hier bis zum Konzentrationslager nur ein kleiner Schritt sei, und dass die Geschichte beweise, dass auf längere Zeit mit den Menschen nichts mit Gewalt anzufangen sei. «Zum Glück», so fügte ich hinzu, «wenn es wirklich eine Erziehung geben soll, dann nur durch das persönliche Beispiel». Ich erinnere an Roysmanows Film *Kommunist*, der meinen Standpunkt wunderbar illustriert: Die Hauptperson versucht, einen Zug, der Nahrungsmittel in ein ausgehungertes Dorf bringen soll und mitten im Wald stehen bleibt, weil der Lokomotive die Kohlen ausgegangen sind, wieder in Fahrt zu bringen. Die Zugbegleiter sitzen resigniert da, und als der Kommunist versucht, sie für die Idee zu gewinnen, eigenhändig mit Aexten im Walde Holz für die Lokomotive zu schlagen, lachen sie ihn aus: Die Aufgabe sei zu schwer. Da beginnt der Kommunist allein Holz zu fällen, die übrigen schauen zu. Den ganzen Tag über arbeitet er hartnäckig und mit letzter Kraft: die Leute hören zunächst einmal auf, über ihn zu lachen und beginnen dann, sich über ihn zu ärgern. «Lass‘ doch diese niemandem nützende Arbeit», ruft man ihm zu. Als der Kommunist jedoch vor Erschöpfung zusammenbricht, greifen sie alle zur Axt. Das ist nach meiner Meinung die einzig mögliche Erziehung. Hätte der Kommunist Gewalt angewendet, hätte er nichts erreicht. Die Leute hätten sabotiert und sich gedrückt und dabei das Gefühl gehabt, im Recht zu sein. Denn nur so können sie auf Zwang reagieren. (Nebenbei gesagt: Das ist der Unterschied zwischen der befehlshaberischen und der leitenden Rolle.)

Wir wurden uns jedoch nicht einig. Noch lange Jahre wird die Frage der Erziehung ein schweres Problem der sowjetischen Gesellschaft sein. Die Widersprüche völlig zu überwinden, ist schwer. Einerseits «ist der Mensch das Produkt der gesellschaftlichen Bedingungen», man braucht also nicht ihn zu erziehen und zu wandeln, sondern nur die Bedingungen, andererseits jedoch, und zwar im Gegensatz dazu, «muss ein neuer Mensch erzogen werden, wenn notwendig auch mit Gewalt». Die Leute verzichten nur schwer auf ihre falschen Auffassungen, wie sehr die Lebenserfahrung sie auch widerlegt hat; dies vor allem dann, wenn sie für ihre Standpunkte ein ganzes Leben gekämpft haben, und zwar aus den edelsten Motiven. Daher wird alles Neue, was negativ erscheint, als «schweres Erbe der kapitalistischen Gesellschaft» charakterisiert.

Tendrjakow erzählte mir u. a., dass sein Freund, ein bekannter sowjetischer Mathematiker, der Akademiker Kapizza, der schon heute als genial gilt, zur Zeit Stalins acht Jahre lang unter Hausarrest gesessen habe.

Da es schon spät in der Nacht war, brachte Tendrjakow meinen Begleiter und mich mit seinem Auto nach Moskau zurück.

Victor Schklowsky

Eines Tages machten mein Führer und ich uns auf nach Teredekino, eine «Datscha»-Siedlung von Schriftstellern, dreissig Kilometer von Moskau entfernt.

Wir wollten Schklowsky besuchen.

(Fortsetzung folgt)

GESCHICHTE UND POLITIK

Literatur zum Verständnis unserer Zeit und
ihrer Probleme

HANS GEORG BELZ

Marxismus – Leninismus

Ein Leitfaden durch die marxistisch-leninistische Philosophie, Soziologie und Oekonomie; mit einer Darstellung, einer Dokumentation und einem Schlagwortregister. — 348 Seiten, Leinen, DM 17.80.

OTTO BAUMHAUER

UdSSR

Geschichte und Entwicklung der Sowjetunion. Ein Leitfaden mit einer historischen Einführung, einem ausführlichen Dokumententeil, einem Personen- und einem Sachregister. — 424 Seiten, Leinen, DM 19.80.

HEINZ ISCHREYT

Deutsche Kulturpolitik

Informationen über die pluralistischen und totalitären Formen. Ein Leitfaden. — 414 Seiten, Leinen, DM 19.80.

LORENZ STUCKI

Gebändigte Macht – gezügelte Freiheit

Ein Leitfaden durch die Demokratien mit einer Entwicklungsgeschichte, einer Analyse der gegenwärtigen Demokratien, einem Sach- und Länderregister. — 320 Seiten, Paperback, DM 9.80.

KLAUS GRANZOW

Tagebuch eines Hitlerjungen 1943 – 1945

188 Seiten, Paperback, DM 12.80.



**CARL
SCHÜNEMANN
VERLAG
BREMEN**